

Fürstin Laja.

Roman von Erich Ebenstein.

(12. Fortsetzung.)

Sylvia hatte sich gefühlt. Eine eifrig eifferte ihre Brust. Da war es nun in nackten, dünnen Worten ausgesprochen, was sie bebend oft gedacht. Und angestrichelt dieses leidenschaftlichen Ausdrucks der anderen wurde sie selbst plötzlich ruhig. Ein Blick der Verachtung glitt über die Frau, die sich so wenig begehren konnte, die ihr Innerstes so schamlos enthüllte. Wenn es sich um eine ehrliche tiefe Leidenschaft hätte, die mutig kämpfte und in ihrer Größe zuletzt doch erlag, dann hätte sie vielleicht Mitleid fühlen können — trotz allem. So aber —

Sylvia hob den Arm und deutete nach dem Gartenausgang. „He!“, sagte sie laut, „Nichte deine Worte an den, der tötet ist, sie zu hören. Ich weiß seit meinem Hochzeitstag, als ich dich in der Eremitage an Rainer Brust liegen sah, wie sie um mich liegt — warum ich Gräfin Niedberg werden mußte. Ich habe geschwiegen. Aber solange Rainer selbst mich nicht gehen heißt, bin ich Herrin hier und habe das Recht. Personen wie dich einfach — fortzuweisen.“

Die Fürstin war unter Sylvias Worten doch erschröken zusammengefallen. Jetzt murmelte sie mit bleichen Lippen: „Du hast also gehört!“ — „Weiß Rainer darum?“

„Nein.“ Sylvia wandte sich stolz ab. „Ich hätte mich geschämt für ihn selbst, darüber zu sprechen.“ Laja atmete auf. „Es ist gut!“ sagte sie. „Wenigstens ist nun alles klar. Du wirst nicht lange warten müssen, bis dir das Recht entgegen wird, mich von hier fortzuweisen.“

„Ohne Gruß entfernte sie sich.“ Sylvia starrte ihr regungslos nach. „Nun geht sie hin zu ihm und wird nicht ruhen, bis sie ihn dazu gebracht hat, daß er sich scheiden läßt, um ihm anzugehören.“ Sie griff sich plötzlich mit beiden Händen an den Kopf. „Woher er wirklich nachgeben? Es wäre so unwürdig, so erbärmlich!“

„Und plötzlich sagte sie laut, als müsse sie den Gedanken loswerden: „Nein, er kann nicht — er kann ja nicht! Sie ist so schlecht! Sie hat kein Herz — das muß er doch sehen!“

Rainer war nach Föhrenhain geritten. Er redete sich ein, daß er nun, da Sylvia nichts davon wissen wollte, doch einmal dort nach dem Rechten sehen mußte, daß er mit sich allein sein müsse, um Kraft zu sammeln für das, was er thun wollte, ehe dieser Tag zu Ende ging. Denn heute noch wollte er Sylvia die Freiheit bieten.

Aber als das kleine Rototischlöschchen am Saum des Hochwaldes vor ihm auftauchte, dachte er nichts anders mehr, als daß hinter diesen gelbeslichen Mauern mit den grünen Jalousien Sylvia zur Welt gekommen war, daß sie hier als kleines Mädchen die ersten Schritte gemacht und einst glücklich gewesen war.

„Wilst du nicht lieber erst absteigen, Rainer? Es plaudert sich nicht gut zu Pferd.“

Schweigend stieg er ab und half dann auch der Fürstin vom Pferd. Dabei behielt sein Gesicht den finsternen Ausdruck.

„Nun?“ fragte er. „Was wünschest du? Denk, mein Schweigen auf deine Feilen hätte dir sagen müssen, daß —“

„Nein, ich will es aus deinem eigenen Munde hören! Warum kommst du nicht mehr nach Bärenegg?“

Rainer sah ihr ernst in die unruhig flimmernden Augen. „Solltest du das nicht selbst am besten wissen, Laja? Du hast dich, als ich das letzte Mal bei dir war, so weit vergessen, daß ich, ohne direkt unethisch zu werden, nichts anderes thun konnte, als zu gehen und dein Haus künftig zu meiden. Ich kann nicht dulden, daß du Sylvia in meiner Gegenwart lächerlich machst!“

Die Hände der Fürstin, welche die Ärmel ihres Pflaunders hielten, begannen zu zittern. „Also doch! Das hat dich vertreiben! Thretwegen also!“

„Sylvia ist meine Frau. Ich dulde nicht, daß man sie beleidigt.“

Laja lachte nervös aus. „Deine Frau! Mach dich nicht lächerlich, mein Vetter! Glaubst du, ich hätte nicht vom ersten Tage an begriffen, wie es um eure Ehe steht?“

Dann schlug die Uhr auf einmal zwölf. Es war noch dieselbe alte Schloßuhr über dem Einfahrtsthor mit den rostigen Zeigern und dem schleppenden Klang, der sich anhöre wie eine unratende kreischende Menschenstimme. Sylvia hatte dann jedesmal getuschelt: „Hörst du — der Menschenschreier ruft! Kaum hat er eine Stunde verschlagen, schreit er schon noch einer weiteren.“

Rainer wand auf und ging langsam hinab. Bei der Kaffelkammer hat er um einen Teller Suppe; — gleich nach Tisch ging er in den Wald.

Er mußte alle die Nähe wieder auffuchen, die einst für ihn und Sylvia von Bedeutung gewesen waren. Es war wie ein linder Zauber um ihn, der alles andere betäubte.

Als er endlich spät am Nachmittag wieder am Schloßhof anlangte und sich sein Pferd vorführen ließ, kam ihm erst zum Bewußtsein, daß er die ganze Zeit über nicht an das Gedächtnis hatte, was er sich eigentlich hatte im Geist zurechtlegen wollen.

„Ruhig hatte er werden wollen, sammeln hatte er sich wollen, um Sylvia am Abend gefast gegenüberzutreten und in wohlüberlegten Worten mit ihr über die Scheidung sprechen zu können.“

Statt dessen hatte er sich wie ein Knabe in einem Meer hoher Träume verloren, und überallhin war Sylvia ihm gefolgt, hatte ihr Bild ihn begleitet.

Er sah die Zähne zusammen und gab seinem Kopf die Spuren, daß es sich hoch aufbaumte und dann wild dahinschoss.

„Welch ein Schwächling ist aus mir geworden!“ dachte er ägerlich. „Als ob jetzt Zeit zum Träumen wäre, wo ich wahrlich alle Kraft des Mannes brauche, um handeln zu können!“

Die Sonne war im Untergang. Rostige Reflexe lagen auf den Bergen, und ein gelbiger Glanz erfüllte das Thal. Da, wo der Weg von Föhrenhain in die Landstraße mündete, hielt unbewußt eine Kletterin. Rainer sah ihre sich scharf vom gelblichen Himmel abgrenzende Silhouette schon von weitem.

„Plötzlich hielt er sein Pferd mit jähem Rud an, während peinliche Überraschung sich in seinen Zügen malte. Die Kletterin hatte eine Bewegung gemacht und wie zufällig ihren Apfelschimmel quer über den Weg gestellt. Das Licht der untergehenden Sonne fiel jetzt zum Teil über ihr Gesicht. Rainer erkannte die Fürstin Lambach.“

Jetzt rief sie laut: „Guten Abend, Rainer!“

Rainer ritt langsam näher. „Du wartest hier auf mich?“ fragte er. „Wohin denn, wohin ich geritten bin?“

„Nein. Aber hier mußt du doch vorüber, wo immer du auch kommen möchtest, und da zu meinen Brief heute früh unbeantwortet ließt, blieb mir keine andere Wahl, als dich hier zu erwarten.“

„Wünschst du etwas von mir?“

„Wilst du nicht lieber erst absteigen, Rainer? Es plaudert sich nicht gut zu Pferd.“

Schweigend stieg er ab und half dann auch der Fürstin vom Pferd. Dabei behielt sein Gesicht den finsternen Ausdruck.

ich, daß ich einging auf deinen Wunsch. Ich hoffte, daß du selbst den Willen haben würdest, wieder gut zu machen, was mir gefehlt, indem du ihr eine wahre Freundin würdest und die Vergangenheit veraghest.“

„Ne!“ — warf Laja ein. „Ich hasse Sylvia. Und deine Freundschaft!“

„Du warst bei ihr? Heute?“ rief Rainer erschrocken. „Was wolltest du?“

„Mich endlich mit ihr auszusprechen. Das ist denn auch grundlegend geschehen. Sie hatte die Unverschämtheit, mich aus deinem Hause zu weisen! Verstehst du, Rainer? Mich aus deinem Hause! Und dafür verlangte ich von dir nun Genugthuung! Du hast mir neulich nicht genantwortet, als ich von der Scheidung sprach, heute bestehst ich auf einer Antwort. Habe ich nicht Rechte auf dich?“

„Keltete Rechte als Sylvia? Heiligere, weil ich dich liebe? Du fühlst es ja so gut wie ich, daß es keinen Zweck hätte, längere Komödie zu spielen. Darum habe ich ein Ende gemacht und — ihr alles gesagt.“

Aus Rainers Gesicht war der letzte Blutstropfen gewichen. Er hatte nichts verstanden als das eine: Sylvia wachte nun, wie sehr man sie betrogen hatte! Und diese Frau hier hatte es gewagt, ihr das anzutun! Wilder Zorn schüttelte ihn. Er hätte die Fürstin tödten können in diesem Augenblick, so empört war er.

„Das hast du dich unterstanden?“ flüsterte er bebend heraus. „Du — du?“

„Ich zu sagen —“ er schüttelte ihren Arm. „Was hat sie dir geantwortet? Die Wahrheit! Was hat sie dir geantwortet?“

Die Fürstin überlegte einen Moment. „Ihr Instinkt sagte ihr, daß es besser wäre, Rainer wüßte nicht, wie Sylvia schon an ihrem Hochzeitstag die Wahrheit erfahren hatte. Er würde sich nur noch tiefer in ihrer Schuld fühlen dadurch. Darum antwortete sie bloß: „Ich sage es ja schon — sie wies mich aus dem Hause.““

Schwer athmend lehnte er an seinem Pferde.

Laja trat dicht an Sylvias Gatten heran. „Rainer — besinne dich! Ist es denn nicht besser so für uns alle? Nach ein Ende — sie liebt dich ja doch nicht!“

„Och!“ stöhnte er auf und wandte sich ab, denn ihre Anblid erregte immer von neuem seinen Zorn. „Och — laß mich allein!“

Da konnte er nicht länger an sich halten. Stürmisch brach alles heraus, was er tagelang in sich selbst hatte ersticken wollen. „Gut. Ich werde ein Ende machen — jawohl, aber nur, um sie glücklich zu machen, um ihr die Freiheit wieder zu geben! Du selbst hast nichts von mir zu hoffen. — Nie wieder wird ein anderes Weib mehr theil an mir haben, nachdem ich Sylvia verloren habe! Denn daß du's nur weißt: ich liebe sie — tausendmal mehr, tausendmal tiefer als ich je zuvor geliebt habe! — Nun hast du mir nicht einmal mehr ihre Achtung gelassen, das löst auch den letzten Rest von Freundschaft aus zwischen uns. Och — geh doch endlich! Siehst du denn nicht, daß dein Anblid mir verhasst ist?“

Er war so außer sich, daß seine Stimme heiser klang, und er am ganzen Leib bebte.

Seine Worte fielen wie Keulen schlagend auf die Fürstin. Wie erstarrt stand sie da. Jetzt auf einmal wußte sie, wovor sie innerlich gequält, was sie rafflos umhergetrieben hatte. Er liebte diese Frau! Dunkel geantwortete sie es längst. Aber sie wollte ihn nicht verlieren. Nie war er ihr so theuer erschienen als eben jetzt.

Mit einem Aufschrei warf sie sich an seine Brust: „Rainer — Rainer, nimme das zurück! Habe Erbarmen! Ich kann dich ja nicht verlieren — ich kann nicht!“

Rainer streifte die Hand hin. „Wir wollen nicht im Groll scheiden, Laja. Vielleicht war ich zu hart vordrin. Dann vergib mir. Wer selber schwach genug war, gegen seine bessere Ueberzeugung zu handeln, darf andere nicht verdammten. Laß uns versuchen, einander in Freundschaft zu gedenken.“

Laja schlug nicht in die dargebotene Hand ein. Sie starrte mit flackerndem Blick einen Augenblick in sein Gesicht, lächelte schrill auf, rief dann ihr Pferd herum und sprengte, ohne eine Silbe zu antworten, davon.

Rainer sah ihr traurig nach. Er hatte gehofft, durch seine Worte das bessere in ihr zu wecken, und mußte nun erkennen, daß in der Seele dieser Frau nichts Raum hatte, als selbstthätige Leidenschaft und Haß. Mit Zorn verließ sie ihn. „Nein, das war auch bei ihr nicht wahre Liebe gewesen.“

Langsam bestieg er sein Pferd, um heimzukehren. Er zitterte vor dem Augenblick, da er Sylvia würde entgegenzutreten müssen. Jetzt, da sie alles wußte — mit welchem Abscheu, mit welcher Verachtung mußte sein Anblid sie erfüllen!

Wäre ihr Herz wirklich frei gewesen, er hätte die Hoffnung auf ihre Vergebung trotzdem nicht aufgegeben. Er hätte sich ihr zu Füßen geworfen, ihr all seine Kämpfe, seine Reue, die ganze innere Umwälzung, welche sich in ihm vollzogen hatte, enthüllt. Und sie hätte nicht Sylvia sein müssen, um nicht Mitleid zu fühlen mit seiner Qual und ihn zu vergeben. Dann hätte noch alles gut werden können.

„Allein sie liebte ja, Walter. Er durfte es gar nicht versuchen, ihr Mitleid anzuregen und sie dadurch in Zwiespalt mit sich selbst zu bringen. Sie wenigstens sollte noch glücklich werden!“

Als Rainer sich Niedenu näherte, sah er einen Wirthswagen vor dem Thor stehen, von dem man eben einen Koffer ablad und ins Haus schaffte. „Baron Sternberg aus Dollenu, Herr Graf“, lautete die Antwort.

Einen Augenblick stand Rainer wie vom Blitz gerührt. „Walter! Ahnte er denn, daß seine Wünsche sich der Erfüllung näherten?“

Er stieg langsam die Treppe empor. Im Korridor oben begegnete ihn Fräulein Peters. Mit einem Rad frischer Reitmäße und Handtuchern im Arm war sie auf dem Wege nach den Fremdenzimmern.

„Als sie Rainer erkannte, blieb sie stehen. „Wir haben Besuch bekommen, Herr Graf.“

„Ich weiß bereits. Ist vielleicht etwas gekommen in Dollenu?“

Er fühlte selbst, daß diese Frage thöricht war, denn wäre wirklich etwas passiert, dann hätte Walter ja am wenigsten abkommen können.

Fräulein Peters schüttelte den Kopf. „Nein — ich glaube nicht. Der Herr Baron sah gar nicht traurig aus, und die Frau Gräfin freute sich so. Ich denke, der Herr Baron wollte die Herrschaften wahrscheinlich überraschen. Jetzt fliehet er sich eben um. Soll ich melden, daß Herr Graf zurück sind?“

„Nein. Lassen Sie sich nicht hören in Ihren häuslichen Geschäften, ich suche meinen Vetter nachher selber auf, muß erst ein wenig Toilette machen,“ murmelte er hastig abweisend und verschwand in seinen Gemächern.

Mit einer nervösen Hast entledigte er sich seines Reitanzuges und zog einen Hausanzug an. Dann begab er sich sogleich nach den Fremdenzimmern, welche sich an sein Schlafgemach anschlossen.

Aber er fand nur Fräulein Peters, welche mit dem Stubenmädchen Bettin überzog.

„Der Herr Baron sind schon hinüber in den Salon.“ sagte sie.

Langsam durchschritt Rainer die Gemächer, durch welche er gekommen war. In dem Speisezimmer lörgerte er. Sollte er die beiden doch lieber nicht hören? Es war schon zum Abendessen gerückt, und sie würden wohl ohnehin bald erscheinen. ...

Aber es ließ ihm keine Ruhe. Er mußte wissen, weshalb Walter so unerwartet nach Niedenu gekommen war.

Wiedämpfte Stimmen schlügen an sein Ohr aus dem Nebenzimmer. Man sprach da drinnen absichtlich leise, um nicht von einem zufällig das Speisezimmer betretenden Diener gehört zu werden.

Entschlossen hob Rainer die Portiere, welche an Stelle einer Thür die beiden Gemächer trennte.

Da hörte er Walter eben sagen: „Du bist doch nicht böse, liebe Sylvia, daß ich dich so übergeliebt mit meinem Weib? Es lieh wir ein fach keine Ruhe mehr, nachdem ich deinen Brief gelesen hatte. Ich mußte mit dir über die Scheidung sprechen, bevor du nach Niedenu gehst. Vielleicht —“

„Und ich wollte dir eben darüber morgen wieder schreiben. Nun ist es mir sehr lieb, daß wir darüber sprechen können! — Aber was weiß du Rainer sagen? Dein Kommen wird ihn überraschen!“

Wieder sagte Rainer nicht und wollte auch nicht, er lieb die Portiere auch nicht.

„Das wird ich. Auszuhalten, so lange es geht!“

Walter sprach auch von seiner eigenen Liebe zu ihr. „Siehst du,“ sagte er, „das hab ich so jahrelang in mir herumgetragen wie einen heimlichen wunderwunders Traum, von dem ich doch immer wußte, daß er nie Wirklichkeit werden konnte. Denn daß du mich nicht ein bisschen liebtest, wie das Weib den Mann lieben muß, das wußte ich ganz genau. Und als Rainer dann kam, da fing ich an zu begreifen, daß ich im Grunde nie für dich gehat hätte. Ich bin ein ganz gewöhnlicher Mensch, aber du — du bist was Besonderes, und Rainer auch. Glaubt ich das nicht so sonnenklar empfunden, vielleicht hätte ich nicht gewagt, dir zu sagen: du mußt trost alledem mit Rainer gehen. Es ist deine Pflicht — erlaube sie! Aber es war doch das Richtige. Denn glaube mir nur, Sylvia, ein Mann wie Rainer kann nicht auf die Dauer Nicht sein gegen deinen Werth! Du und eine Laja Lambach! Er muß ja endlich lebend werden!“

„Sylvia hatte zerstreut zugehört. Bei den letzten Worten glitt ein trauriges Lächeln über ihr Gesicht. Ob er das auch sagen würde, wenn er alles wüßte, wenn er Zeuge der Unterredung zwischen ihr und Laja gewesen wäre und die triumphierende Sicherheit gesehen hätte, mit welcher die Fürstin sich entfernte?“

Walter schob ihre Schweigendheit auf die Sorge um Rainers Unwohlsein und trachtete ihre Gedanken davon abzulenken. Er fing an, von Lora Graden zu erzählen, und wie sie ganz allmählich sein Herz gewonnen hatte.

„Denn Lora, siehst du,“ sagte er, „die paßt zu mir, die braucht keinen Hebeln, sondern einen einfachen Menschen wie mich, wenn er sie nur lieb hat.“

„Als ob ich mehr brauchte!“ murmelte Sylvia. „Wenn Rainer mich nur ein bisschen lieb hätte — ich wäre seliger, als man ausbrüchen kann! Aber —“

„Er wird es bestimmt! Und es wird dann eine andere, höhere Liebe sein, als zwischen uns Alltagsmenschen. Wir werden unseren Kohl pflanzen in Dollenu und Großmama verhätscheln und allmählich sein dabei. Ich aber — na, es schwebe mir so vor, als ob das Glück bei euch beiden ganz was Besonderes sein müßte. Oder glaubst du nicht, daß die durch den Himmel zufach ziehen, die erst durch die Hölle gewandert sind?“

Sylvia stand auf. Sie konnte es nicht mehr ertragen, ihn von einem Glück sprechen zu hören, an das sie nicht mehr glaubte. „Hör auf!“ stammelte sie, „hör auf, Walter! Du thust mir weh.“

„Sie blühte sie bestürzt an. „Verzeih —“

„Laß nur, lieber Walter, ich weiß ja, daß du es gut meinst. Aber es ist spät — ich möchte doch noch nach Rainer sehen.“

Walter stimmte eifrig zu. „Freilich, daß mußst du! Darf ich dich hier erwarten, um zu hören, wie es ihm geht?“

Sylvia nickte und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Eine neue Art von Bissenarten

kommt in London in Mode. Auf der Rückseite der Karte ist ein kleiner Plan gedruckt, der das Haus und die anliegenden Straßen zeigt. Ein solcher Plan war bisher zuweilen am Kopf von Briefbogen gedruckt, namentlich wenn der Schreiber auf dem Lande wohnte und es sich empfahl, den Gästen die nächste Eisenbahnstation oder den bequemsten Weg für das Automobil anzugeben. Bei Stadtwohnungen ist der Plan von Nutzen, wenn, wie dies häufig der Fall ist, das Haus die Adresse eines wohlbekanntes Squares trägt, in der Wirklichkeit aber in einer der benachbarten Straßen liegt. Manche Häuser z. B. sind unter Berkeley-Square, Cavendish-Square, Grosvenor-Square eingereiht, die in einer Seitenstraße liegen und deshalb den sie Suchenden viel Kopfzerbrechen verursachen.

Französisches Gelehrte behaupten, vor 170,000 Jahren seien die Menschen getrocknet, nicht gegangen. Das schwache Rückgrat so mancher Menschen müßte hiernach als Erbfehler betrachtet werden.

Der Streber ändert seine Ansichten mit den Aussichten.

Venezuela bietet ein drastisches Beispiel, wie leicht es ist, ein Land von Tyrannen zu befreien, namentlich wenn sie vertrieben sind.

Des Präsidenten Hauptwunsch ist es, in Afrika zwei weißhäutige Rhinocerosse zu erlegen. Und deshalb die weite Reize!

Wenn es mit dem für die Erstfrüher des Panamathanals besieglenen Termin nur nicht geht wie mit den Terminen für die Eröffnung unserer Ausstellungen: daß die ersten Gäste sehen, wie's ungefähr werden wird!

— Frau den Menschen Gutes zu und dein Leben wird doppelt so schön sein.

Die tüchtigsten Frauen haben doch Pech. Kaum haben sie den Schleier abgelegt, so kommt die Mode und scheidet ihn vor.



(Am Leibhaus). „Neben dir war das Frau Weier — ich kann mir vorstellen.“ — „C. bitte sehr, allerdings Sie hab' ich's auch nicht mit'm Weier!“